

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 42.

Berlin, Sonnabend den 6. April

1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VII. Die Schlacht der fünf Admirale.^{*)}

(22. Dezember 1653.)

Auf hoher See steuerte eine Abtheilung der englischen Flotte, einige fünfzig Segel stark, unter den Befehlen Sir Georg Ascue's. Dieser hatte seinen Cours nach der Mündung der Maas gesetzt. Unfern derselben wollte er sich mit Admiral Monk vereinigen, der eine gleiche Anzahl von Schiffen kommandirte. Beide beabsichtigten, gemeinschaftlich die holländische Flotte anzugreifen, welche seit längerer Zeit wieder vollständig in See war und, wie sie wußten, sich in den Wielingen sammeln sollte. Diese Vereinigung zu verhindern und die Geschwader einzeln durch ihre Uebermacht zu vernichten, war der Zweck der beiden englischen Admirale, und der Anfang schien ihren Plänen und Wünschen hold zu seyn. Am Nachmittage des 21. Dezember lief Ascue das Geschwader Monk's auf; die beiden Flotten vereinigten sich. Es ward beschlossen, bis zum Einbruch der Nacht neben einander zu segeln, dann aber eine weite Linie zu bilden und mit gereiften Marssegeln das Anbrechen des Tages zu erwarten.

In Monk's Kajüte war Alles zu einem feierlichen Empfange der Flotten-Offiziere eingerichtet. Ascue erschien zuerst; ihm folgten die Commandeure und Capitaine der gesammten Flotte.

„Willkommen, Ihr Herren!“ sprach Monk zu den Versammelten. „Morgen werden wir wahrscheinlich einen heißen Tag haben. Die Holländer sind wohl versehen und wohlgerüstet; sie sind von tüchtigen Führern begleitet, und es bedarf daher des Muthes und der Entschlossenheit, ihnen wirksam zu begegnen. Hier sind Eure Instruktionen, meine Herren! Beherzigt dieselben wohl und weicht nur im Fall der höchsten Noth von ihnen ab. Tritt dieser aber ein, dann handelt selbständig, muthig und stark zur Ehre unseres Landes und unserer Flagge. England ist bis jetzt die Königin des Meeres gewesen und muß es bleiben. Bedenkt das, so ist der Sieg unser. Mit Gott, Ihr Herren!“

Die Offiziere zogen sich zurück, und die beiden Admirale blieben allein.

„Habt Ihr die unzufriedenen Gesichter gesehen, Ascue?“ fragte Admiral Monk, der Oberbefehlshaber der Flotte. „Es ist ein Stolz in diesen Adhären unserer gesegneten Republik, der niemals gestatten wird, daß unsere Capitaine sich blindlings der erteilten Ordre unterwerfen. Da möchte Jeder für sich ein kleiner Cromwell an Bord seines Fahrzeuges seyn, und leicht gäbe er den Ruhm einer ganzen Schlacht für den stundenlangen Schein einer Herrschergewalt.“

„Weiß wohl“, entgegnete Ascue. „Daher kommt's, daß wir niemals in diesem Kriege einen entscheidenden Schlag thaten, weil Jeder nach eigenem Gutdünken handelt. Woher denn diese Siege der Holländer? Woher ihre Uebermacht, selbst bei geringerer Zahl? Weil sie einig sind in Wort und That; weil sie gleichnißweise eine Kette bilden, deren Glieder so fest an einander geschmiebet sind, daß man sie nicht zerreißen kann. Ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, wo wir es bereuen, die vielfachen Privat-Interessen nicht dem großen, gemeinsamen Interesse der Vaterlands- Wohlfahrt geopfert zu haben.“

„Es freut mich, Euch von solchen Gefinnungen besetzt zu wissen“, entgegnete Monk rasch. „Es wird dies ein herrliches Beispiel für unsere Offiziere seyn, und die Ergebenheit, welche Ihr dem Oberst-Kommandirenden erzeigt, wird nicht wirkungslos für den Dienst der Flotte bleiben.“

„Ihr vergesst“, unterbrach ihn Ascue, „daß diese Flotte keinen Oberbefehlshaber hat. Wir sind mit gleichen Vollmachten, Jeder für sich, frei und selbständig, in See beordert und haben von unserem Benehmen nur dem Parlamentarischen Reichenshaft zu geben.“

„Wie!“ fragte Monk rasch. „Ist dies die gerühmte Einheit...“

„Dem Dienste des Vaterlandes opfere ich freudig Blut und Leben!“ sprach Ascue. „Ritterlich werde ich den Holländern Kampf bieten und, will es Gott, den Sieg erringen. In Noth und Tod bin ich Euch verbündet und halte treu zu Euch. Versteht mich, Monk, verbündet, nicht untergeordnet. Ein einfacher Capitain könnte kein Geschwader kommandiren, auf dessen einzelnen Schiffen Capitaine befehligten; eben so kann auch kein Admiral dem anderen kommandiren wollen. Dies ist hoffentlich auch Eure Meinung, und somit auf Wiedersehen unter dem Donner der Kanonen.“

^{*)} Vgl. Nr. 39 des Magazins. Es ist dies der Schluß der Marinebilder aus der Zeit von Tromp's und de Ruiter's.

Monk blieb allein: „Das ist das alte Lied nach einer neuen Weise; zwei Admirale, oder zwei Kanonenbootführer, Jeder dünkt sich allein berufen, zu herrschen. Die Folgen dieses Eigensinns werden schwer auf unser Haupt fallen! — Was giebt's?“

Der wachhabende Offizier war eingetreten: „Entschuldigt, Herr Admiral! Ich mutmase, der Feind ist im Anzuge. Zwar ist es bereits dunkel und ein Blick in die Ferne nicht mehr möglich. Aber wahrscheinlich ist es die holländische Flotte, denn am ganzen Horizont tauchen Lichter auf, die hin und her fliegen; einige niedrig, als ob sie von den Galerien leuchteten, andere hoch, als ob sie in den Marsen oder gar auf den Bramraaen besetzt wären.“

Monk folgte dem Offizier selbst auf das Verdeck. In einem weiten Halbkreis sah man die Lichter schimmern, deren jedes von einem Schiffe leuchtete, doch war die Vertheilung derselben nicht nach nautischen Regeln angeordnet; auf einer Stelle brannten deren mehrere nahe beisammen, anderwärts schimmerte nur ein einzelnes; dazwischen dehnte sich ein weiter, düsterer Raum. „Die Holländer, sie sind's! Ihre Schnellsegler sind fast in unserem Bereich! Geschwind, Herr Lieutenant, löscht unsere Laterne aus, und Befehl an alle Schiffe unserer Flotte, dasselbe zu thun.“

Der Lieutenant ging. Nach einigen Augenblicken erschien auf der höchsten Spitze des großen Topmastes im Admiralschiff ein rasches Drehfeuer, das weithin wahrgenommen werden konnte; gleich darauf verlöschten die Laternen in den Marsen und auf der Galerie. Alle Schiffe der englischen Linie folgten diesem Beispiel, und tiefes Dunkel war ringsumher; jedes Schiff der Flotte konnte kaum seinen nächsten Nachbar entdecken. Monk blieb noch einige Zeit auf dem Verdecke, um die Bewegungen der holländischen Flotte zu beobachten, aber umsonst; auch dort verlöschte Licht an Licht, und jede Beobachtung wurde dadurch unmöglich gemacht.

Der Morgen des verhängnißvollen 22. Dezember brach an. Die holländische Flotte bildete einen weiten Halbkreis. Am rechten Flügel desselben, den Schiffen Monk's gegenüber, lag van Tromp mit achtundzwanzig Schiffen; am Bord des „Kampfs“, eines Barkschiffs von dreißig Kanonen, wehte seine Admiralsflagge. Die linke Seite stand unter den Befehlen de Ruiter's; seine Flagge wehte am Bord des „Lamm“, und zweiunddreißig Schiffe standen unter seinem Befehl. Das Centrum hatte der Vice-Admiral Jan Evertson inne; seine Macht bestand aus sechsunddreißig Schiffen; auf dem Dreidecker „Eintracht“ hatte er seine Flagge aufgesteckt. Im Rücken dieser Ehrfurcht gebietenden Flotte kreuzte der Vice-Admiral Cornelius de Witt mit vierundzwanzig Schiffen. Seine Flagge wehte von dem großen Topp des „Oranienbaum“.

In der Kajüte dieses letzteren Schiffes waren die drei Admirale und der Commandeur de Ruiter zu ernsther Beratung versammelt.

„Mir Alles recht!“ sagte Jan Evertson. „Wollt Ihr schlagen, ich schlage; wollt Ihr sie an Euch kommen lassen, ich auch. Mein Centrum ist für alle Fälle gerüstet. Der Oberfeldherr kann befehlen, ich folge. Weiter habe ich mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen; verschont mich mit Beratungen und allensfallsigen Verantwortlichkeiten.“

„Kalt, wie immer! Kalt, wie Eis!“ polterte van Tromp.

„Aber hart wie Eisen!“ fiel de Ruiter rasch ein. „Evertson's Schiff hat Seitenborde, durch die keine Kugel dringt; wenigstens glaubt er es, sobald er im Gefecht ist, und weicht darum selbst der entschiedensten Uebermacht nicht.“

„Ich folge den gegebenen Ordres!“ sprach Evertson mit großem Gleichmuth. „Stellt sie nur aus. Wo Ihr mich hinschickt, da gehe ich hin; wo ich Stand halten soll, da halte ich Stand, und wenn es schon vor der Thür der Pulverkammer brennt. Das Andere geht mich nichts an.“

„Kommt, Herr Vice-Admiral!“ sprach van Tromp und winkte Jan Evertson zu sich. „Will Euch meine Ansicht sagen.“ Er führte ihn an den Tisch, wo die Karten ausgebreitet lagen, und wiederholte den Schlachtenplan, den er mit den anderen Befehlshabern entworfen hatte, und Jan Evertson trug die Anweisungen des Admirals gleichmüthig in seine Schreibtafel ein.

Während dessen ging de Ruiter mit Cornelius de Witt auf und ab. „Ihr hiellet heute Nachmittag scharf hinter meinem Spiegel weg, fast hättet Ihr meinen Sigbaum gestreift!“ sagte der Erstere, gutmüthig scherzend.

Cornelius runzelte die Stirn: „Spart Euren Biß, ich bitte. Uebrigens habt Ihr recht, es war unvorsichtig, und der ungeschickte Steuermann ist auf der Stelle durchgepeitscht worden.“

„Ich habe kein Angschrei wohl gehört!“ entgegnete de Ruiter sehr ernst. „Mensch! Wohin führt das? Ihr erbittert die Matrosen, Ihr entfremdet Euch die Offiziere. An Muth und Tapferkeit weicht Ihr Keinem,

Ihr besigt große, glänzende Eigenschaften; seyd Ihr nicht vermögend, diese Schwäche zu unterdrücken?"

Cornelius de Witt lachte bitter: „Zahrl nur fort; ich kenne das. Ich bin ein Tyrann, ein Hund, ich würde selbst unter den westindischen Pflanzern ein Scheusal seyn. Laßt mich ungeschoren mit Eurer Weichherzigkeit und Milde. Der Matrose bekommt, was ihm gehört, Brod, Jenever und Prügel, dafür soll er seine Pflicht erfüllen und drein schlagen. Thut er das nicht, tretet ihr ihn, wie einen Hund.“

„Habt Ihr denn kein Gewissen?“ fragte de Ruyter bewegt.

„Das Matrosengewissen, wie Ihr es nennt, habe ich mit der Kabettensacke von mir geworfen. Folgt Ihr nur Euren Theorien der Milde und Barmherzigkeit, Ihr werdet bald sehen, wohin das führt. Ihr schüttelt ihnen ja die Hand, betet mit ihnen nach der Schlacht, habt ein stets offenes Ohr für ihre Dummheiten und einen stets offenen Beutel für ihre Verschwendungen. Ihr seyd der Heiland und Herrgott aller Schiffsjungen, wie der van Tromp. Bleibt dabei und wandelt fort in Eurer Gottseligkeit. Mir aber soll Keiner meine Ansicht erschüttern! Keiner!“

„So geht, Grausamer! Ich fürchte, Ihr werdet es einst bitter bereuen.“

Van Tromp hatte seine Mittheilung beendet, und Jan Evertson steckte gähmend seine Briestafche ein.

„Es ist Tag!“ rief van Tromp laut, „und kein Augenblick zu verlieren! Rasch an Bord! Ich gehe Euch voran! Frisch auf den Feind! Auf Wiedersehen, hier oder dort!“

„Hier! Hier noch!“ rief de Ruyter in plötzlicher Aufwallung und schloß den Admiral in seine Arme.

„Was soll das? Geht, de Ruyter! Seyd ein braver Seemann und mein Freund! Haben uns mit einander verheßen wollen, ist ihnen aber nicht gelungen. Ich gehe gerade auf Ascue los und hole mir Gemüthung für die Niederlage in den Dypn. An Bord! An Bord!“

Die englische und holländische Flotte brachten zu gleicher Zeit gegen einander auf. Das Geschwader van Tromp's segelte auf die feindliche Linie ein und forcierte diese so sehr, daß er sie unter fortwährendem Kanonendonner durchbrach. Kaum in ihrem Rücken angelangt, wendete er seine Schiffe und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Stärke.

„Holla!“ rief de Ruyter seinen Offizieren zu. „Unser van Tromp ist stark bei der Arbeit. Kommt, wir dürfen nicht länger die Zeit mit diesen Plänkelleien verderben. Ist das da vorne nicht die Flagge Monk's? Frisch an ihn heran! Wollen unser Lamm auf eine fette Weide führen.“

Während die Schlacht auf dem rechten und linken Flügel in vollem Gange war, verhielt sich das Centrum noch unthätig. Nur gemach hatte Jan Evertson die Segel aufstraffen lassen und ließ die Schiffe Ascue's auf Schußweite an sich kommen. Der erste Schuß fiel an Bord des englischen Admiralschiffes, und seine Kugel fiel vor dem Bug des Evertson nieder, aber nun ging dieser über Stag und empfing die Engländer mit einem so mörderischen und nachhaltigen Feuer, daß die Schiffe derselben erbebten und mit einem Hagel von Trümmern ihrer eigenen Takelage bedeckt wurden.

Zwei Flotten von fast zweihundertundfünfzig Schiffen lagen sich im erbittertesten Kampfe gegenüber. Fünf Admirale befehligten sie; außer ihnen hatte Holland noch seinen de Ruyter und England den Contre-Admiral Goodson. Letzterer hatte mit achtzehn Schiffen die holländische Linie umsegelt und wollte das Centrum derselben im Rücken angreifen; aber hier slog ihm Cornelius de Witt entgegen, und sogleich formirte sich eine Schlacht außerhalb der Schlacht. Die Luft erzitterte von dem Donner der Geschütze, das Meer rauschte auf, der Pulverdampf verdichtete sich zu einem massenhaften Gewölk, das auf den Wellen ruhte und hoch zum Himmel emporreichte.

Mit dem Kampfe der Menschen mischte sich der Kampf der Elemente. Ein eifriger Wintersturm wehte, und die aufgeregten Wellen schleuderten die Schiffe auf und nieder; sie warfen sie an einander, so dicht, daß die Takelage sich verwickelte und die Kanonensorten zusammenschossen; da schwiegen die Geschütze, und der Kampf begann Brust an Brust; hier war das Berdeck eines Engländer's, dort das Berdeck eines Holländer's das Schlachtfeld; Messer, Aerte, Schwerter dienten als Waffe, und die Marinesoldaten hieben mit den Kolben der Gewehre auf die Schädel ihrer Gegner ein.

„Das ist morden, aber nicht schlagen!“ rief der Contre-Admiral Goodson, der nach einer solchen blutigen Megelei sich gewaltsam von dem Schiffe de Witt's getrennt hatte und, von zwei Fregatten gefolgt, nach dem rechten Flügel der Holländer segelte, wo van Tromp, der zum vierten Male die englische Linie durchbrochen hatte, in einiger Entfernung unthätig lag, um seine Leute einen Augenblick verschonaußen zu lassen und die Havarie in der Takelage wieder herzustellen.

„Da brummt's scharf!“ sagte er zu einem seiner Offiziere. „Höre gern den Ton! Ist de Ruyter! Und da, weiter abwärts, Jan Evertson! Ha! ha! ha! Laßt sich eher in den Grund schießen, als daß er weicht, aus lauter Bequemlichkeit. Gute Musik heute; die Herren Staaten können im Haag danach tanzen. Schöner Anblick, tanzende Generalkaaten! Können leicht sich die Köpfe zerschlagen! Ha! ha! ha! Da schießt ein Engländer in die Luft!“

„Und dort treibt eines unserer Schiffe!“ rief der Flaggen-Capitain. „Es ist ohne Masten, und sein Steuer ist weggeschossen! Befehlt, Herr Admiral, daß wir . . .“

„Beidrehen!“ rief van Tromp. „Böte über Bord! Rettet, was zu retten ist! Hei! hei! Wen haben wir da?“

„Mich will bedanken“, entgegnete einer der Lieutenants, „das sey die Flagge des Contre-Admirals Goodson. Es sind drei stattliche Schiffe, die auf uns abhalten.“

„Alle Mann ans Werk!“ rief van Tromp. „Böte zurück! Hier giebt's frische Arbeit! Müssen sich selbst helfen, Jene da! Kanonen fertig! Segelmeister! da hinein!“

Der „Kampf“ wurde zwischen die beiden Fregatten hineingesteuert und begann sogleich das Gefecht. Das dritte englische Schiff hielt sich als Reserve in einiger Entfernung. Die Schiffe fielen rasch auf einander und richteten große Verwüstung an. Van Tromp stand oben auf der Hütte, sein Auge war überall; er leitete den Angriff mit Besonnenheit. Da stieg sein Falkenblick nach dem feindlichen Schiffe, in dessen Mastkörben Soldaten mit Büchsen versteckt sind. „Lieutenant Wulff! Nehmt Euch in Acht!“ ruft der Admiral; der Lieutenant springt bei Seite, eine Kugel saust dicht an seinem Ohr vorüber, da schwankte van Tromp; er greift in die Höhe, als wollte er sich an irgend Etwas halten, dann stürzt er rücklings über und haucht seine Heldenseele aus. Die verhängnißvolle Kugel drang ihm gerade ins Herz.

„Ich bin hin!“ rief er stehend. „Habt guten Mut!“ Es waren seine letzten Worte.

Ein lautes Hurrahgeschrei erhob sich an Bord der englischen Fregatte; man hatte den Admiral stürzen sehen und erneuerte den Angriff mit verdoppelter Kraft. Aber schon stand der mutige Flaggen-Capitain auf der Stelle des Gefangenen und setzte das Gefecht fort. „Feuert tüchtig, Leute! Wir wollen unseren Admiral rächen! Feuer! — Lieutenant Wulff! Keine Signale; Wir müssen die Trauerkunde verschweigen, bis nach der Schlacht. Nur, wenn wir an Bord des Herrn de Ruyter eine Botschaft gelangen lassen könnten! Denkt darauf!“

„Hei, hei!“ rief der Takelmeister. „Das war ein verdamnter Schuß. Wirft uns die große Raa auf das Deck und zerquetscht meines Maaten rechten Arm. Toppgasten ahoi! Neues Rundholz nach oben!“ Und die Matrosen versuchten unter dem Hagel von Kugeln die gemachte Havarie wieder herzustellen.

Dem bedrängten Admiralschiff kam Hülfe; die englischen Schiffe wurden abgeschlagen und nun ihrerseits verfolgt. Der „Kampf“ segelte, mit seiner Leiche an Bord, langsam vor Topp und Takel in die Linie zurück und gerieth vor den Bug des „Lamm“, auf dessen Hinterdeck de Ruyter stand und den Befehl zum Rückzuge aus dem Gefechte ertheilte: „Wie viel Todte, sagt Ihr?“

„Dreiundvierzig bis diesen Augenblick, Herr Commandeur!“ — „Und Verwundete?“ — „In des Doktors Kammern liegen fünfunddreißig, die Alle schwer verletzt sind; was sich noch auf den Hüfen halten kann, ist nicht mitgezählt.“ — „So weichen wir. Ein anderes Schiff wird uns aufnehmen, worauf wir das Gefecht mit frischem Muthe fortsetzen.“ — „Auch würde es uns hier nicht viel helfen, Herr Commandeur, da unsere Munition zu Ende geht und die Kanonen theilweise unbrauchbar geworden sind.“ — „Steuert nach van Tromp!“ sagte de Ruyter rasch. „Hei! Was ist das für eine neue Kanovade? Das ist Cornelius de Witt; er greift im Rücken an! Und da liegt Evertson noch, wie ein Kettenhund; er wankt und weicht nicht, aber er speit Feuer und Flammen. Was will das Signal am Mast des „Kampf“?“ — „Es entbietet Euch so schnell als möglich an Bord, Herr Commandeur.“ — „Ich komme! Schaluppe vor!“

De Ruyter erschien auf dem Jalkreep des Admiralschiffes; er blickte um sich und sah nur niedergeschlagene, tiefbetrübte Gesichter.

„Am Gotteswillen! Was ist hier vorgegangen?“

„Das Schrecklichste!“ war die Antwort, und bald darauf stand de Ruyter vor der Leiche des Helden. Er bebie zusammen und wehrte der Thränen nicht; „Wäre ich vor ihm gestorben!“ sprach er langsam, und seine ganze Seele lag in diesen Worten. Dann wandte er sich an den Kommandirenden: „Zieht Euch sogleich aus dem Gefecht zurück und übergebt die theure Leiche einem sicheren Schiffe; es kann mit dem Winde ohne Gefahr die Maas erreichen. Mich soll ein Boot nach dem „Nassau“ bringen, der nicht weit von hier stationirt.“ Er trat zur Leiche zurück.

„Lebe wohl, guter, lieber, tapferer, unbessener Mann! Du hast den Tag in den Dypn durch Deinen Heldentod verklärt! Ewig lebt Deines Namens Gedächtniß. — Männer! Verschweiget seinen Tod! — Wir müssen wieder ans Werk!“ Fast gewaltsam riß er sich von der Leiche und begab sich an Bord des „Nassau“, während das Admiralschiff weit aus der Schußlinie steuerte und der Brigg „Luise“ das Signal machte, ihm zu folgen.

De Ruyter rückte mit dem „Nassau“ in die Linie, und noch einmal entbrannte der Kampf mit erneuerter Wuth. Die englischen und holländischen Schiffe lagen so nahe an einander, daß sie sich gegenseitig entern konnten und das Gefecht unter den Matrosen nur mit ihrer völligen Niederlage endete. Auch der oberflächlichste Blick über einzelne Theile der Flotte war nicht mehr möglich; man kämpfte Deck an Deck, Mann gegen Mann. Die Kämpfer warfen ihre getödteten Kameraden über Bord, um mehr Platz zu gewinnen, und die See röthete sich von dem Blute, das von den Berdeden herabströmte. Verworen klang durch den Donner der Geschütze hier ein Siegesgeschrei, dort der Angstschrei vom Bord eines sinkenden Schiffes. Alles Gefühl, alle Theilnahme war in den Herzen der Seeleute erloschen, sie schlugen mechanisch auf den Feind und folgten blind dem Rufe des Kommandirenden, bis nach siebenstündigem Kampf auch die letzte Kraft gebrochen war. Der Kanonendonner schwieg allgemach, nur hin und wieder hallte ein vereinzelter Schuß. Die Schiffe zogen sich langsam zurück; Freund und Feind leisteten sich gegenseitig Hülfe, um die verwirrte Takelage aus einander zu bringen. Auf diesem Kampflage war kein Sieg, sondern nur Niederlage; von beiden Seiten gab es keinen Verfolger und keinen Verfolgten. Der Raum zwischen den Ueberresten der beiden Flotten wurde immer größer, und die Umrisse der Schiffe verschwammen im Dunkel des hereinbrechenden Abends.

Der Wind wehte eifrig kalt und trieb von allen Seiten eine furchtbare

Volkenmasse zusammen. Dann wurde es still, und eine dicke Schneemasse fiel senkrecht über den weiten Schlachtenraum, als ob der Himmel ein Leichentuch über die Gefallenen breiten wollte. Aber die Wellen duldeten es nicht und hüpfen gleichgültig über die Begrabenen hinweg.

Frankreich.

Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluss-Kapitel von George Sand's „Erbin von Rudolstadt“.

(Fortsetzung.)

Hierauf begann zwischen Spartakus und Trismegistos eine geordnete Unterredung, die ich nie in meinem Leben vergessen werde. Trismegistos, der zuvor nur durch die Töne der Musik hatte zu uns sprechen wollen, wurde plötzlich der schärfste Philosoph, und Spartakus enthüllte die ganze Gluth seiner Seele. Der Eine von ihnen war ein vollkommener Mann, in dem alle Kräfte aufs Höchste entwickelt und in schönstem Einklang waren, der Andere schien ein neu eingeweihter Jüngling, an dem die Begeisterung ersetzt, was an Erfahrung abgeht.

Ja, nahm Spartakus das Wort, ich fühle einen besonderen Beruf in mir. Ich habe mich den Großen der Erde genähert, und ich war überrascht über ihre Unwissenheit und die Verbärtung ihres Herzens. O, das Leben ist schön, die Natur ist schön, die Menschheit ist schön; doch was machen sie aus dem Leben, der Natur und der Menschheit? Ich habe lange geweint, als ich mich und die Menschen, meine Brüder, und die ganze Schöpfung solchen Elenden unterthan sah; und als ich geseufzt hatte, wie ein Weib, sprach ich zu mir: Wer hindert mich, daß ich mich ihren Banden entwinde und frei lebe? Doch bald erkannte ich, daß, wer allein frei ist, nicht frei seyn kann. Der Mensch kann nicht allein leben, er ist an den Menschen geknüpft; darum fühlte ich die Nothwendigkeit, auch meine Brüder zu befreien, und ich habe edle Herzen gefunden, die sich mit mir vereinigen; meine Freunde nennen mich Spartakus.

„Ich weiß, du wirst nichts thun als zerstören; doch zerstöre nur, es thut Noth. Eine geheime Gesellschaft bildet sich auf deinen Ruf, um die große Ungerechtigkeit, unter welcher die Welt seufzt, zu zerstören; gieb dem Bunde eine im Leben und dem Ewigen, Unwandelbaren wurzelnde Grundlage, damit er erfolgreicher zerstöre und aus der Zerstörung einst die neue Welt sich erhebe.“

Du ziehst meiner Sendung enge Grenzen; doch ich nehme sie an; mein Werk mag groß oder klein seyn, ich will es vollbringen.

„Was im Rathe Gottes beschlossen ist, das ist groß. Behalte es dir als eine Lebensregel: Nichts geht unter; und wenn es auch den Sinnen der Menschen und dem Gedächtniß entschwindet, so wirkt es doch im Geheimen und oft in ganz veränderter Gestalt fort.“

Da du meine Absichten billigst, so belehre mich denn; eröffne mir die Bahn. Was soll ich thun? Wie soll ich auf die Menschen wirken? Soll ich mich zunächst an ihre Einbildungskraft wenden? Soll ich aus ihren Schwächen Vortheil ziehen, aus ihrem Hange zum Wunderbaren? Du weißt, daß man mit dem Wunderbaren viel Gutes wirken kann.

„Ja; doch ich habe auch das Unglück gesehen, das man damit anrichten kann. Wenn du die höchste Weisheit selbst kennen wirst, so wirst du wissen, in welcher Epoche der Menschheit wir leben, und du wirst die Mittel zu deinen Zwecken selbst wählen können.“

Lehre mich denn die höchste Weisheit.

„Du forderst viel von einem Manne, den die Menschen des Wahnsinns angeklagt und unter diesem Vorwande verfolgt haben.“

Ich fordere es von dir, denn ich weiß, was die Weisheit deiner Verfolger werth ist. Lehre mich die Methode, zu handeln.

„Nun wohl, da du darauf bestehst, so sage ich dir, daß die Methode identisch ist mit der höchsten Weisheit selbst; auf die Erkenntniß dieser kommt Alles an.“

Spartakus schwieg einen Augenblick sinnend; darauf begann er: Ich möchte aus deinem Munde den höchsten Satz, die Alles in sich schließende Formel dieser Weisheit hören.

„Nicht aus meinem, sondern aus Pythagoras' Munde sollst du sie vernehmen; sie heißt: O göttliche Tetras! Sie haben alle Philosophen wiederholt, und alle große Religionen haben sie, nur unter verschiedenen Bildern und Symbolen, ausgesprochen.“

O, sprich weiter; und damit ich dich besser verstehe, rufe mir einige dieser Symbole ins Gedächtniß; dann fahre in der dunklen Sprache des Absoluten fort.

„Ich kann die Religion in ihrem Wesen und die Religion in ihrer Manifestation nicht trennen. Es liegt im Charakter unserer Epoche, daß man sie beide zusammen betrachtet. Doch sprechen wir zunächst von Gott. Hast die Formel auf Gott, das unendliche Seyn? Hast du über das Wesen Gottes nachgedacht? Ohne Zweifel, denn ich fühle, daß du den Himmel, den wahren Himmel im Herzen trägst. Sprich denn, was ist Gott?“

Er ist das Seyn, das absolute Seyn. Sum qui sum, sagt das große Buch, die Bibel.

„Wohl, doch wissen wir nichts Bestimmteres über die Natur Gottes? Hat Gott selbst der Menschheit nicht mehr von sich offenbart?“

Die Christen sagen, in Gott seyen drei Personen vereint, der Vater, der Sohn und der Geist.

„Und was sagen die Ueberlieferungen der alten geheimen Gesellschaften?“

Sie sagen dasselbe.

„Hat dich das nicht überrascht? Die allgemein anerkannte und siegreiche Religion und die geheime, geächtete stimmen über das Wesen Gottes mit

einander überein. Ich könnte dir beweisen, daß in den Kulturen der Aegypter, Griechen und Römern dieselbe Dreieinigkeit herrscht; doch wir gehen zum Menschen über. Was ist der Mensch?“

Du legst mir nach einer schwierigen Frage eine fast noch schwierigere vor. Das delphische Orakel sprach, alle Weisheit ergebe sich aus dem Sage: Mensch, erkenne dich selbst.

„Und das Orakel hatte Recht. Aus der Erkenntniß der menschlichen Natur entspringt alle Weisheit. Was lehrt nun zunächst die Betrachtung des Menschen über das Wesen desselben?“

Der Mensch ist eine Emanation von Gott.

„Ohne Zweifel, so wie alle lebende Wesen; denn Gott allein ist das Wesen an sich, das absolute Wesen. Doch ich hoffe, daß du dies nicht so verstehst, wie die Philosophen, die ich in England, Frankreich und in Deutschland am Hofe Friedrich's gesehen habe; daß du nicht Locke gleichst, von dem man heute, da ihn Voltaire populär gemacht, so viel spricht, noch auch Helvetius, noch La Mettrie, dessen jeder Materialismus am Hofe zu Berlin so wohl gefiel. Du wirst nicht wie sie sprechen, daß der Mensch nichts Eigenthümliches habe, was ihn von den Thieren, den Pflanzen und Steinen unterscheidet. Gott belebt die ganze Natur so wie den Menschen; doch es giebt Abstufungen in seinen Gedanken und daher auch in seinen Werken, welche nur die Verwirklichung seines Gedankens sind. Was ist also die eigenthümliche, charakteristische Formel für den Menschen?“

Ich verstehe dich. Du forderst eine Formel für den Menschen, welche der für Gott analog sey. Die göttliche Dreieinigkeit muß sich auch in allen Werken Gottes kundgeben und vornehmlich im Menschen.

„Gewiß. Bis sich jedoch die Philosophen über diese Formel für den Menschen einigen werden, wird noch lange Zeit dahingehen; und gleichwohl hat sie schon Einer unter ihnen gefunden; nicht Descartes, der ein logisches Uhrwerk aus dem Menschen macht, nicht Locke, der sich in den Tiefen des Materialismus verliert, sondern Leibniz, der größte Philosoph. Er theilte die Verachtung des Alterthums und des Christenthums nicht; er sagte, daß auch in den Trümmern des Mittelalters sich noch Perlen finden, und mit ihm sage ich dir, daß der Mensch eine Dreieinigkeit ist wie Gott. Er besteht aus Sinnlichkeit, Gefühl und Erkenntniß, und aus der Einheit dieser drei erwächst die menschliche Tetras, welche der göttlichen entspricht; hieraus entspringt alle Geschichte, alle Politik, hier mußt du schöpfen, als an einer ewig lebendigen Quelle.“

Du schwingst dich über Abgründe, über die mein Geist, weniger kühn und stark als der deine, so rasch nicht hinweg kommt. Zunächst frage ich, wie gelange ich von dieser psychologischen Wahrheit zur Methode des Handelns und zur höchsten Gewissheit?

„Die Methode ergiebt sich leicht aus ihr“, erwiderte Rudolstadt. „Wenn man das Wesen der menschlichen Natur erkannt hat, so handelt es sich nur darum, daß man die Menschen diesem Wesen gemäß behandelt. Wenn du das Buch der Bücher, die Genesis, aus welcher das Evangelium selbst erst abgeleitet ist, begriffest, so würdest du wissen, daß die Auflösung des Menschengeschlechtes, welche in der Genesis Sündfluth heißt, keinen anderen Grund hatte, als die Zertrennung dieser drei menschlichen Kräfte, welche dadurch von der göttlichen Einheit, in der Intelligenz, Liebe und Thätigkeit ewig verschwifert sind, losgerissen wurden. Wenn du aufbauen, wenn du organisiren willst, muß daher Noah dein Vorbild seyn; doch ich wiederhole es, ich glaube, daß jetzt die Zeit, zu zerstören, nicht die Zeit, aufzubauen, gekommen ist. Die drei Kräfte werden sich von neuem trennen, und hierdurch werden unsere sozialen, religiösen und politischen Zustände untergehen. Die Sinnlichkeit, das Gefühl und die Erkenntnißkraft werden ihre eigenen falschen Propheten hervorrufen; schließe du dich keiner dieser Parteien an, denn alle drei führen in solcher Getrenntheit in Abgründe, die Sinnlichkeit zum Materialismus, das Gefühl zum Mysticismus, die Vernunft zum Atheismus.“

Du offenbarst mir tiefe Weisheit, doch morgen habe ich dich nicht mehr. Wer wird mich leiten bei der weiteren theoretischen Erkenntniß, und wer bei der Praxis?

„Es bleiben dir zuverlässige Leiter genug. Vor Allem lies die Genesis, suche in ihren tiefen Sinn zu dringen und fasse sie nicht bloß als ein historisches Buch, wie die Thorheit unserer Zeit sie zu fassen pflegt. Dann lies das Evangelium, nimm es auf in dein Herz und suche es durch die Genesis zu begreifen. Sammle eifrig, was uns von Pythagoras übrig geblieben ist. Lies auch die unter dem Namen des göttlichen Theosophen Trismegistos erhaltenen Schriften; ich würde den Namen des Erhabenen nie angenommen haben, doch die Unsichtbaren geboten mir, ihn zu tragen. Die Thoren und Pedanten halten diese Schriften des Hermes für Erfindungen eines Christen aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert; in Wahrheit ist uns durch sie die alte ägyptische Weisheit überliefert, und es wird eine Zeit kommen, wo man einseht, daß diese Schriften kostbarer sind als die platonischen, weil Plato erst aus ihnen geschöpft hat und in seiner Republik die aus ihnen entlehnte Wahrheit nur verkannt und entstellt hat. Lies jedoch neben Hermes Trismegistos auch Plato und die, welche Beide kommentirt haben, vorzüglich den edlen Campanella, welcher furchtbare Dualen ausstieß, weil er träumte, was du träumst: die menschliche Gesellschaft nach den Gesetzen der Wahrheit und Wissenschaft umzugestalten. Doch mehr als alle Bücher belehrt dich das Leben selbst; denn die ewige Dreieinigkeit ist tiefer in uns und in den Sternen ausgeprägt, als in den Werken des Hermes und Plato.“

Ohne es zu wollen, wandte ich das Gespräch auf den Zufall. Meister, sagte ich, was meinst du damit, daß die ewige Dreieinigkeit in den Sternen ausgesprochen ist? Ich sehe zwar, wie sich die Bibel ausdrückt, Gottes Ruhm

aus den Sternen leuchten, doch ich erkenne nicht, wie die Sterne jenes ewige Gesetz des Lebens bestätigen.

„Das liegt daran“, antwortete Rudolstadt, „daß die Naturwissenschaften noch nicht weit genug ausgebildet sind, und auch, daß du mit ihrer bereits gewonnenen Lehre nicht hinlänglich vertraut bist. Hat man nicht schon in den Untersuchungen über die Elektrizität ein Zusammenwirken dreier Kräfte anerkannt? Steht es nicht fest, daß Elektrizität nie ohne Licht und ohne Wärme erscheint?“ — Hierauf sprach Trismegistos von der Natur im Allgemeinen und von der Nothwendigkeit, alle Naturerscheinungen auf ein erstes Gesetz zurückzuführen. „Das Leben“, sagte er, „ist Einheit, und die Aufgabe aller Wissenschaft ist, zu erforschen, wie alle besondere Wesen durch das eine allgemeine existiren, ohne deshalb von demselben absorbiert zu seyn.“

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Die Reste des Mittelalters in Rhodus.*)

Mehr als drei Jahrhunderte sind verfloßen, seitdem Rhodus von den Johanniter-Rittern, den späteren Malesern, verlassen worden, und noch immer zeigt die Insel überall Spuren ihres damaligen Aufenthalts und ihrer Kämpfe mit den Türken. So tritt uns gleich am Eingang des Hafens ein Thurm aus jener Zeit entgegen, welcher den Hafen verteidigt und noch heute der „Thurm der Ritter“ von den Türken genannt wird. Wir ließen den Gouverneur um die Erlaubniß bitten, den Thurm zu besuchen. Eine Wache öffnete uns die Thür; meine Begleiter stürzten sich auf die Treppe, und das Geräusch unserer Säbel auf den tönenden Steinplatten kam mir wie der Wiederhall der schweren Eisendegen der braven Ritter vor. Von der Plattform beherrscht man die Stadt. Wenn man sich nur isolirt und vergißt, wie der Ort heißt, wo man sich befindet, so glaubt man eine unserer alten europäischen Städte vor sich zu sehen. Man findet ganz unsere alten Burgen wieder in diesen düsternen Häusern von Quadersteinen mit engen Fenstern und überladen mit Wappenschilden. Runde oder viereckige Thürmchen steigen von allen Seiten empor; einige sind mit den Giebelbächern des Mittelalters versehen, doch die meisten, so wie die Häuser, enden in Terrassen, wo des Abends die Frauen sich versammeln, um die Schönheit der orientalischen Nächte zu genießen. Der Hafendamm ist besetzt mit Kaffeehäusern und hölzernen Betten unter freiem Himmel, auf welchen die Türken auf der einen, die Griechen auf der anderen Seite einen Theil des Tages ausgestreckt liegen. Vor diesen ewigen Rauchern schaukeln die leichten Barken der Levante, beladen mit Früchten, Gemüse und Wassermelonen, welche die Seelente ausladen und auf dem Duai verkaufen. Um die Matrosen drängen sich verschleierte Frauen, die in Tuniken von allen Farben gekleidet sind, die Füße in Maroquinstiefeln, Neger mit zerquetschtem Gesicht, den Kopf mit einem Stück Scharlachstoff bedeckt, Kinder, die fast nackt sind, Juden mit abgetragenen Mänteln, die unter die Menge schlüpfen, ohne Jemanden anzurühren, geschwäpzig Griechen mit unverkämten Geberden, Soldaten, die sich in der schrecklichen modernen Uniform genirt fühlen, und reiche Türken, die gravitatisch einhergehen, in lange Pelze mit herabfallenden Ärmeln gehüllt.

Wir verließen die Festung, um die alte Stadt, die wir im Vogelstuge überblickt hatten, zu durchwandern. Das Thor der Stadt öffnet sich zwischen zwei starken Thürmen am Ende des Damms. Die erste Straße, die man hier trifft, ist die der Ritter; sie ist wie die Stadt selbst nur eine Reihe von Häusern aus dem Mittelalter, mit niedrigen Eingängen, mit Wappenschilden, die meist aus Frankreich stammen, versehen. Ich sah hier die Wappen wieder, die ich in Malta, in der Kirche Sankt-Johann, mit Füßen getreten, wo sie durch die Reibung der Schuhe schon abgenutzt waren. In Rhodus, wo sie in den weißen Marmor geschnitten und von jenem reizenden Himmel erhalten sind, welcher das Parthenon und die Statuen Griechenlands geschont hat, springen diese Wappen unverfehrt in dem ganzen Stolz der Devisen auf den schwarzen Mauern der Gebäude hervor.

Die Straße der Ritter ist bergig, wüst, voll Gras und beweglicher Steine; unsere Tritte hallten in der Ferne wie auf den Steinplatten eines Kellers. Hier und da öffnet sich ein steinerner Gewölbbogen, der in eine andere schwarze, enge und tiefe Straße führt. Einige vergitterte Fenster waren mit Blumen besetzt; unsere lauten Stimmen brachten Köpfe von Frauen oder Kindern zum Vorschein; kleine Hände entfernten vorsichtig die in die Riegel verschlungenen Pflanzen; die Mädchen blieben beim Anblick der fremden Uniformen einen Augenblick erstaunt, mit halb offenem Munde, stehen und zeigten ihre großen Augen, ihre schwarzen, mit goldenen Zaphiren beladenen Haare; als sie dann einem unserer kühnen Blicke begegneten, schlüpfen sie wie Vögel in das Laub zurück.

Diese Wohnungen sind Festungen ähnlich; Alles ist schwarz und viereckig vom Grunde bis zum Giebel. Thürmchen, ein Zeichen des hohen Adels unter diesem Volk von Edeln, erheben sich an den Winkeln einiger Häuser; Schießscharten verteidigen die Thüren. Als ich die Augen in das Innere warf, sah ich einen feuchten Hof, gepflastert mit großen Steinen, zwischen welchen dicht und gerade das Gras wuchs, als ob seit Jahren, vielleicht seit dem Tode oder der Flucht des Herrn, Niemand ihn betreten hätte. In einen von diesen Höfen, an dessen Portal die stolze Devise des Hauses Rieux: A tout heurt

* Aus einem französischen Reisebericht.

Rieux erglänzte, drang ich vor; ein ehrwürdiger Feigenbaum versperrte den Eingang; sammetartiges Moos schmückte die Wände, Fenster ohne Laden öffneten sich hier und da, über den Gewölbbogen glänzte überall das Wappenschild. Ich trat sodann in einen großen Saal, wo die Sonne durch die Fensterbrüstung hineinschien; Schlingpflanzen wanden sich längs der mit Skulpturwerk verzierten Balken, keine Spur verricht den Aufenthalt des Menschen, und diese Wohnung, die ehemals eine Stätte der Ruhe unter einem strengen Großmeister und vielleicht ein Haus der Freude und des Genusses unter einem nachsichtigeren Oberhaupt gewesen, war jetzt so still wie ein Grab: nur das Wappen schien zu leben und zu warten. So ist das Innere der meisten Häuser in der Straße der Ritter. Die wohlhaltenen Facaden tragen alle ihr Wappen, unter welchen ich das der Beaumanoir erkannte, mit der Devise: J'aime qui m'aime, und jene andere: Que ne ferai je pour elle! von der ich später erfuhr, daß sie den Salvaing's in dem Dauphiné angehöre.

Mannigfaltiges.

— Zu Gunsten eines Vaters, dem seine Kinder geraubt wurden. Die nachstehende Aufforderung an Menschenfreunde in unser Blatt aufzunehmen, fühlen wir uns um so mehr veranlaßt, als hier ein Fall vorliegt, in welchem die Gerechtigkeit eines fremden Landes — Englands — für einen in seinen heiligsten Rechten gekränkten Familienvater in Anspruch genommen werden soll. Wir zweifeln nicht, daß Jeder, der die einfache Darstellung gelesen, von der hier die Rede ist, das Gefühl der achtbaren Männer auch theilt, welche diesen Aufruf unterzeichneten, und fügen nur noch hinzu, daß uns Herr von Faber persönlich bekannt und der Theilnahme, deren er sich in dieser Sache erfreut, vollkommen würdig scheint:

„Aufforderung an Menschenfreunde.“

Stellt sich in unseren Tagen ein Ereigniß dar, welches die Theilnahme jedes Menschenfreundes erregen, den Wunsch lebhaft erwecken muß, durch thatkräftige Mitwirkung einem Unglücklichen beizustehen: so ist es das beklagenswerthe Geschick, welches Herrn v. Faber so hart betroffen. — Durch die öffentlichen Blätter ist die Leidensgeschichte dieses unglücklichen Vaters allgemein bekannt. Die von ihm herausgegebene Schrift „Ausgeübter Kinderraub gegen einen preussischen Unterthanen unterm Schuß der Gerichte der freien Stadt Frankfurt“ muß das Herz jedes fühlenden Vaters, jedes Rechtlichdenkenden mit Schrecken erfüllen und zum Mitleid erwecken. — Ist das Streben nach Oeffentlichkeit der Justizverwaltung in ganz Deutschland rege, so dürfte Herr v. Faber als Opfer eines entgegengelegten Gerichtsverfahrens vorzugsweise auf den Beistand seiner Landsleute rechnen. — Durch Intrigue, durch Willkür, durch Verhöhnung des Rechts, der Gesetze, sehen wir einen Vater in seinen heiligsten Rechten auf das tiefste gekränkt, der Verzweiflung, dem Untergange ausgeliefert; sehen die von ihm heiß geliebten Kinder, für die er nur gelebt, gelitten, auf ungegründete, ungenügende Anschuldigungen — ohne ihm das Recht der Verteidigung zu gestatten — unterm Schuß der Frankfurter Gerichte von seinem Herzen gerissen. — Nach beinahe dreißährigem Kampfe und Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel sieht sich endlich der gebeugte Vater durch das Urtheil des obersten Gerichtshofes zwar in die ihm rechtswidrig entzogenen Vaterrechte eingesetzt — aber die Gerechtigkeit der Justiz erschien zu spät! — seine Kinder sind nicht mehr im Bereich deutscher Gesetze! — Obgleich sein Recht nun in Händen, steht er dennoch seinen triumphirenden Gegnern hilflos gegenüber. Durch ihre Einwirkung haben sie es auch dahin gebracht, seine finanzielle Lage so zu erschüttern, daß ihm die nöthigen Mittel fehlen, seine Kinder in England aufzusuchen, sein Recht in diesem fremden Lande geltend zu machen, sie ins Vaterland zurückzuführen und für die augenblickliche Existenz der Seinigen gesichert zu seyn. — Wer kann hierbei theilnahmlos verbleiben? wer fühlt sich nicht bestimmt, einem so unglücklichen, in seinen heiligsten Rechten verletzten Vater Hilfe und Beistand zu leisten?! — Ihr habt einem deutschen Ehrenmanne, der sein Haus zu verlieren fürchtete, dasselbe erhalten: werdet Ihr Familienväter, Ihr Menschenfreunde weniger thun für einen deutschen Mitbruder, der für seine Kinder fürchtet? die ohne Euren Beistand auf immer für ihn verloren sind! So ergeht denn, im Vertrauen auf das Mitleid und die Thatkraft aller Menschenfreunde des deutschen Vaterlands, die Bitte und Aufforderung: Die Sache dieses tiefgekränkten Vaters zu einer gemeinsamen zu machen und durch Beisteuer ihn in den Stand zu setzen, die Wiedervereinigung mit seinen Kindern — die vielleicht dem Verderben, dem Untergange bloßgestellt sind — zu bewirken. Die verehrlichen Redactionen der verschiedenen Zeit- und Tagesblätter werden angelegentlich ersucht, diesem Aufruf ihre Spalten gefälligst zu öffnen, sich der Sammlung von Beiträgen gütigst zu unterziehen und diese demnächst an das hiesige Banquierhaus Mendelssohn u. Co. zu befördern. Ueber den Erfolg dieses Unternehmens wird zu seiner Zeit öffentlich Rechenschaft gelegt werden. Berlin, im April 1844.

Das Comité des Vereins zur Verwendung der eingehenden Beiträge.

Blesson, Dr. Dorow, Gamet,
Major a. D. Hofrath, Stadt-Rath.
v. Maliszewski, Mendelssohn, Dr. S. P. Spiker,
Oberst. Banquier. Bibliothekar.“